



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Geschichtsphilosophische Gedanken. 10

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Staate der zweite der genannten Fälle eintreten würde, denn dieser wäre gleichbedeutend mit einer Selbstvernichtung: ein Staat, der alle Selbständigkeit des Denkens und Handelns vernichten wollte, würde schließlich sich selbst als Staat unmöglich machen. Es würde also wahrscheinlich der erste oder der dritte Fall eintreten; der dritte Fall hat die größere Wahrscheinlichkeit. Das Volk als große Masse der Bevölkerung hat nie selbständige Ansichten gehabt, sondern hat sich stets der Leitung selbständiger Naturen überlassen, derart, daß es ohne eine solche Leitung stets machtlos war. Es wäre auch nicht zu erklären, warum sich die große Menge so oft in der Geschichte die Tyrannei eines Einzelnen hätte gefallen lassen, um gewisse Ziele zu erreichen, die dieser Einzelne oder andre Einzelne vorgezeichnet hatten, wenn es nicht ihr unklares Gefühl gewesen wäre, daß sie ohne eine solche Leitung überhaupt nichts erreichen könnte. Schon jetzt herrscht unter den Sozialdemokraten eine stramme Parteidisziplin, die sich in einem sozialdemokratischen Staate noch steigern müßte, wenn die große Masse etwas zustande bringen sollte. Es liegt aber, sagen wir, in der Unvollkommenheit der menschlichen Natur, daß die, die herrschen, sich auf Kosten der Beherrschten gewisse äußere Vorteile zu sichern und die Beherrschten in ihrer Unterthänigkeit zu erhalten streben, und damit wäre der Entwicklungsgang des sozialdemokratischen Staates vorgezeichnet.

(Schluß folgt)



Geschichtsphilosophische Gedanken

10



enn wir Heutigen uns nach realen Grundlagen für eine Staatenbildung umsehen, so denken wir gewöhnlich zunächst an die Nationalität. Den Menschen des frühern Mittelalters lag dieser Gedanke fern. Nur sehr langsam ging die Bildung der romanischen Nationen und ihre Abgrenzung gegen die rein deutsch bleibenden Stämme diesseits der Alpen und Vogesen vor sich. Im Jahre 842 war es das erstemal, daß sich beim Abschluß eines Vertrages zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen Deutsche und Franzosen als anderssprachige Völker gegenübertraten. Lange noch wurde die langsam sich erhebende Scheidewand der Sprache durch das Volapük jener Zeit, das Lateinische, dessen sich die Gelehrten und Staatsmänner auch dann noch bedienten, als sie nicht

mehr Geistliche waren, vielfach durchbrochen. Überhaupt gab es vereinigende Kräfte genug, die den trennenden das Gleichgewicht hielten. Neben den vielen hin- und herlaufenden Verwandtschaftsbeziehungen der Stämme und Fürsten war es vor allem die alle umschließende Kirche, die alle Völker Europas daran gewöhnte, sich als Glieder einer Familie zu betrachten. Und alle Einrichtungen und Zustände waren international, wenn dieses Wort auf eine Zeit angewendet werden darf, wo Nationen im heutigen Sinne noch gar nicht vorhanden waren. Allen Ländern gemeinsam waren die Naturalwirtschaft, der gebundene Grundbesitz, die Feudalverfassung des Staates, die Zunftverfassung des Handwerks, die Bildung der Litteraten und das Analphabetentum des Landvolkes. Alle geistigen, politischen und sozialen Bewegungen verbreiteten sich mit einer für die Verkehrsverhältnisse jener Zeit wunderbaren Schnelligkeit. Der Kampf der Handwerker gegen die Geschlechter tobte im vierzehnten Jahrhundert gleicherweise in Bologna und Florenz wie in London und Lübeck, in Paris wie in Wien. Die Hochschulen von Oxford bis Salerno wurden von Studenten aller Länder besucht. In den Heeren der Kreuzfahrer strömte die Sahn wie der Abschäum von ganz Europa zusammen. Weder im sozialen Gebiete noch in dem der Wissenschaft oder der Politik machen sich die werdenden Nationalgeister zuerst bemerklich, sondern in dem der Kunst: die Volksdichtungen waren die ersten nationalen Besitztümer. Es dauerte ziemlich lange, ehe dieser Unterschied auch fürs Auge bemerkbar gemacht werden konnte und sich den Litteraten aufdrängte: hat doch erst Dante den Italienern ihr großes Nationalgedicht gegeben und die „Vulgärsprache,“ wie er selbst halb verächtlich das Italienische nannte, zur Schriftsprache erhoben. Noch deutlicher trat später der nationale Unterschied in den Werken der bildenden Künste hervor. Aber zu Dantes Zeit fing die italienische Malerei eben erst an, sich in der Person Giottos aus den Bindeln der kirchlichen Schablone zu befreien, die die ältern italienischen Bilder den altdeutschen so ähnlich macht. Auch das Volksleben war in Tracht und Sitte noch einfach, daher in Italien von dem deutschen nicht sehr verschieden. Der Kleiderluxus in den Städten, gegen den Dante eifert, begann eben erst zu seiner Zeit. Nur daß in Italien schon damals das städtische Leben überwog, während in Deutschland die Ritter und die Bauern noch immer die wichtigsten Bestandteile des Volkes ausmachten, begründete einen augenfälligen Unterschied.

Es versteht sich, daß die Italiener und die Deutschen bei ihren vielfältigen Begegnungen einander kritisirten. Die Italiener werden von den Deutschen im allgemeinen für falsch, diese von jenen für roh und ungeschlacht erklärt. Damit hatten ja beide einigermaßen Recht. List ist die Waffe des Schwächern, und die Italiener standen den Deutschen an Waffentüchtigkeit je länger je mehr nach, da ihr Leben immer städtischer ward. Und Wortbruch ist die Waffe des Unterdrückten, umso mehr, als Unterworfenene nie und nirgends leicht

dahin zu bringen sind, sich durch die vom Eroberer abgezwungenen Gelöbniſſe im Gewiſſen gebunden zu fühlen. Daß aber den Deutschen von Natur wenig Formensinn beſchert worden iſt, ſehen wir auch heute noch alle Tage, nach zweitauſendjähriger Entwicklung der griechiſch-römiſchen Bildung. Der ſtarke Appetit und der gute Magen der Deutschen müſſen den Italienern ſehr aufgefallen ſein, denn die einzige Charakteriſtik unſers Volkes, die bei Dante vorkommt, beſteht in den Worten *tra li Tedeschi lurchi* (*Purg. XVII, 21*), „dort in der deutſchen Freſſer Land.“ Auf beiden Seiten ging man dabei wohl ein wenig über das Maß der Gerechtigkeit hinaus. Wenn Otto von Freisingen im 13. Kapitel des 2. Buches ſeiner *Gesta Friderici*, wo er übrigens das italieniſche Weſen vortrefflich charakteriſirt, den Italienern ihre Unbotmäßigkeit als einen unüberwundenen Reſt alter Barbarei vorwirft (*In hoc tamen antiquae nobilitatis immemores barbaricae fecis retinent vestigia, quod cum legibus se vivere gloriantur, legibus non obsequuntur*), ſo hat er im Augenblick wohl nicht an die unbotmäßigen Vaſallen und die ewigen Fehden im deutſchen Vaterlande gedacht. Und wenn Johann von Cermenate in ſeiner Erzählung des Zuges Heinrichs VII. gelegentlich ſagt: „Das dumme Volk der Deutschen iſt nämlich von Natur ſo raubgierig und undiſzipliniert, daß es auch ſolche Ortſchaften ausplündert, die ſich bereits unterworfen haben, alles, was es nicht fortſchleppen kann, durch Feuer vernichtet und die Landſchaft weithin zur Einöde macht,“ ſo vergißt er, daß die italieniſchen Städte in ihren Fehden gegen einander genau ebenſo verfahren. Aber weder dem eben genannten Mailänder Notar, noch Dante fiel es ein, um ſolcher Wahrnehmungen willen den vermeintlichen Rechtsanspruch der Deutschen auf die Weltherrſchaft anzuzweifeln. Auf die Politik hatten ungünſtige Urteile über ein Nachbarvolk keinen Einfluß. Auch Ficker kommt in ſeinen „*Foſchungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens*“ zu dem Ergebnis, daß es in der Hohenſtaufenzeit noch keine nationale Politik in Italien gab, und daß die Herrſchaft der Deutschen nicht als Fremdherrſchaft empfunden wurde. Unter Freiheit verſtand man nirgends in Italien die Unabhängigkeit vom Auslande, ſondern überall nur die ſtädtiſche Selbſtregierung. Als Feinde galten jeder Stadt nicht die Ausländer, ſondern die „Magnaten“ ihres Gebietes, ſolche Bürger, die nach der Tyrannei ſtrebten, die Mitglieder der jeweilig unterdrückten oder verjagten Partei, die *banditi* ſamt ihren auswärtigen „*Komplicen*“, und die Nebenbuhlerinnen unter den übrigen Städten. Wer ſich als Bundesgenossen gegen dieſe Feinde anbot, der war willkommen; ob er Italiener, Deutſcher, Engländer oder Franzoſe war, das kam nicht in Betracht. Glaubte man zur Schlichtung innerer Wirrnisse eines mächtigen Rektors, Protektors oder Vikars (das waren die gebräuchlichen Titel) nicht entbehren zu können, ſo zog man ſogar einen Ausländer vor wegen der bei ihm vorausgeſetzten größern Unparteilichkeit. Zum erſtenmale bei dem Erſcheinen Heinrichs VII.

fangen die Italiener an, ihren Gegensatz zu den Deutschen von der politischen Seite her anzusehen. Seit dem Untergange der Hohenstaufen hatten sich die italienischen Verhältnisse ungestört von ausländischen Einflüssen entwickelt. In das Ringen der Bürgerchaften mit den Adelsgeschlechtern, der Städte und kleinen Fürsten unter einander hatte keine übermächtige fremde Gewalt eingegriffen, sondern überall der von Natur stärkere und tüchtigere Teil gesiegt. Als nun bekannt wurde, daß Heinrich vom Papste eingeladen und von einigen italienischen Verbannten gedrängt, mit Heeresmacht herannah, da ward den meisten Italienern sehr unbehaglich zu Mute. Guido della Torre, der die Wiedereinfegung der Visconti zu fürchten hatte, rannte im Stadtpalaste zu Mailand, wo sich die Lombardenfürsten zur Beratung versammelt hatten, wie wahnsinnig umher und rief einmal über das andre: „Sagt mir doch, sind wir diesem Heinrich von Luxemburg, diesem — ich weiß nicht, ist er ein Teutone oder ein Allobroger — in irgend einer Weise verpflichtet? Hat er uns irgend etwas gegeben, was er zurückzufordern berechtigt wäre?“ Zu vollkommener Klarheit aber über die politische Seite des nationalen Gegensatzes gelangen die Florentiner. Sie sprechen es in ihrer Korrespondenz wiederholt aus, daß das deutsche Königtum mit der städtischen Freiheit, auf der in Mittel- und Oberitalien das gesamte öffentliche Leben, ja die Kultur beruht, unvereinbar sei. Sie nennen Heinrich nur einmal nach seiner Krönung „König der Römer“ und niemals Kaiser, sondern den Alamannenkönig oder zur Abwechslung einmal den Tyrannen. Sie schreiben in völlig richtiger Beurteilung der Lage an den König Robert: „Ist Heinrich einmal vernichtet, dann sind wir sicher, daß es kein Störenfried mehr wagen wird, uns unter dem Vorwande des Kaisertums zu heunruhigen.“ Den Lucchesen melden sie am 27. August 1313, daß „jener höchst grausame Tyrann, Heinrich, vormals Graf von Luxemburg, den die Abtrünnigen und die alten Verfolger der Kirche, nämlich die Ghibellinen, eure und unsre treulosen Feinde, einen König der Römer und Kaiser von Deutschland nannten, und der unter dem Vorwande des Kaisertums bereits die Provinzen Lombardien und Tuscanien zu einem großen Teile verzehrt und in Brand gesteckt hatte, vorigen Freitag den 24. August zu Buonconvento verschieden ist. Freut euch also, wir bitten, mit uns, ihr teuersten Brüder!“ Die Florentiner sprechen also den Anhängern der Kaiseridee geradezu die bona fides ab, sie erniedrigen diese Idee zu einem Vorwande gemeiner Habsucht und Raubgier. Über den Jubel, mit dem der Tod Heinrichs als größtes Freudenfest gefeiert wurde, berichtet Mussatus. Die Geistlichen veranstalteten Dankprozessionen, die Städte wurden des Nachts mit Fackeln festlich erleuchtet; das Volk feierte Kampfspiele in neuen Gewändern; die Weiber führten auf Straßen und Plätzen ausgelassene Tänze auf, die Gerichte hielten Ferien, die Gefängnisse wurden geöffnet, die Gefangenen freigelassen. Zu Ehren des heiligen Bartholomäus, „der den durchs Kaisertum

gepeinigten Völkern schon zum zweitenmale mit apostolischer Güte zu Hilfe gekommen“ sei (die Schlacht am Tagliacozzo war am Bartholomäustage geschlagen worden; auch die Kirche des Klosters, in dem Heinrich starb, war dem genannten Apostel gewidmet), wurden Stiftungen errichtet. Desto größer war natürlich die Betrübnis der Pisaner, die für Heinrich zwei Millionen Goldfloren geopfert hatten, was dem Goldgehalte nach zwanzig, dem damaligen Geldwerte nach etwa hundert Millionen Mark ausmachte.

So sehen wir, wie in Florenz damals jene Idee eines nationalen Gemeinwesens keimte, die später von Machiavelli zum Gedanken des Nationalstaates durchgebildet und erst in unsrer Zeit verwirklicht worden ist. Von unserm heutigen Nationalismus mit seinem Nationalhaß und seinen Absperrungsgelüsten hatte man natürlich keine Ahnung. Die litterarischen, sozialen und Wirtschaftszustände blieben noch zwei Jahrhunderte international; der konfessionelle Gegensatz war noch nicht vorhanden. Der Gegensatz zum fremden Volkstum erzeugte noch keine Abneigung. Die Feindschaft der Florentiner ging nicht aus dem Widerwillen gegen deutsches Wesen hervor, sondern nur aus dem Unmut darüber, daß ein Deutscher das Hausrecht der Italiener mit Füßen trat; die Italiener wollten fortan Herren in ihrem Hause, in ihrem schönen Lande bleiben. Das letzte Stück in der mehrerwähnten Sammlung Bonainis ist ein sehr freundliches Schreiben an einen Deutschen, an den Grafen Eberhard von Württemberg, der von dem eben verstorbenen Kaiser gebannt worden war und von Burg zu Burg gejagt wurde. Sie melden ihm, daß sie der Hilfe, die er ihnen angeboten habe, nicht mehr bedürfen; sollten sie ihn in Zukunft brauchen, so würden sie ihm schreiben. Sie fragen an, ob sie vielleicht seine Freundlichkeit mit einem Gegendienst erwidern, etwa dem Könige von Frankreich oder dem von Neapel ein Anliegen des Grafen übermitteln können.

Aber daß man sich Hilfe aus Feindesland gern gefallen läßt, kommt wohl auch heute noch vor. Von größerer Bedeutung ist der Umstand, daß die zahlreichen italienischen Chronisten jener Zeit, die so ziemlich alle der italienischen Nationalpartei angehörten, ohne Ausnahme mit der größten Ehrfurcht und Anerkennung von Heinrich sprechen und übereinstimmend seinen vortrefflichen Charakter preisen. Einen unwiderstehlichen Zauber allerdings muß die Persönlichkeit des Luxemburgers ausgeübt haben. Schließt doch Nikolaus von Butriat, den Clemens V. dem Kaiser als Aufpaffer mitgegeben hatte, der aber im täglichen Umgange mit ihm sein innigster Freund geworden war, seinen Bericht an den Papst mit den Worten: „Beim Heil meiner Seele versichere ich euch, ich glaube nicht, daß es heute unter den weltlichen Fürsten einen giebt, der Gott, die römische Kirche und jeden rechtschaffenen Mann mehr liebte, als er es gethan hat.“ Und Dante hat diese großartige Erscheinung allgemeiner unwiderstehlicher Anerkennung mit den Worten hervor-

gehoben: „Sogar seine Feinde werden sich seines Preises nicht enthalten können“ (Paradiso XVII, 85). Aber immerhin! Man denke sich den tadellosesten und ausgezeichnetsten aller Menschen als Eroberer in einem beliebigen von Parteien zerrissenen Lande der Gegenwart und male sich aus, wie die Zeitungsberichte, die Aufsätze in den Zeitschriften, die Urteile der mitlebenden Geschichtschreiber ausfallen werden! Möchten solche, die an den stetigen Fortschritt der Moral glauben, die zahlreichen Berichte von Gegnern Heinrichs lesen und diese Haltung der damaligen Italiener unsern heutigen Gewohnheiten vergleichen! Die Florentiner sind die einzigen, die ihn in ihren amtlichen Schreiben einen grausamen Tyrannen nennen; aber eine Verleumdung, eine Anschwärzung des Privatcharakters Heinrichs in Dingen, die nicht mit dem Feldzuge zusammenhängen, kommt doch auch in ihren Schreiben nicht vor. Ihr Mitbürger Villani, ein aufrichtiger Guelle, ist gleich den übrigen Chronisten der Zeit voll des Preises für Heinrich.

Freilich sind die Menschen jener Zeit ohne Unterschied der Nationalität überhaupt noch naiv und treuherzig. In den Chroniken ist noch nichts Nationalitalienisches zu spüren; ein deutscher Mönch oder Stadtschreiber würde sie um kein Haar anders geschrieben haben. Gewisse nationale Eigentümlichkeiten, und zwar gerade die unangenehmeren, scheinen sich erst entwickelt zu haben, nachdem die Kabinettpolitik künstliche Scheidewände zwischen den Völkern aufgerichtet und jeder Fürst die ihm nicht zusagenden Elemente aus seinem eignen Volke gewaltsam ausgetrieben hatte. Hartpole Lecky macht die vollkommen richtige Bemerkung, daß manche Charaktereigenschaften, die der Deutsche als spezifisch deutsch zu preisen gewohnt ist, wie Gedankentiefe und Sittenstrenge, bei manchen Ausländern früherer Zeit, wie bei Dante und bei den französischen Hugenotten, deutlicher ausgeprägt vorkommen als bei der Masse des heutigen deutschen Volkes.

Der Universalkeiser und die Universalkirche waren in ihrer nur ausnahmsweise friedlichen Ehe der Selbsterziehung ihrer Kinder, der europäischen Völker, mit gutem Erfolg zu Hilfe gekommen. Die Glaubensboten brachten den nordischen Völkern mit dem Evangelium allerlei weltliche Kunstfertigkeit, Überreste alter Kultur, vor allem das Buchstabenwesen, diese unerläßliche Grundlage höherer Bildung. Zuerst von den Benediktinerklöstern, dann von den italienischen Städten aus brach sich auch im Norden die Anschauung Bahn, daß die Arbeit den freien Mann nicht schände, und daß Krieg, Jagd und Würfelspiel beim Trinkgelage keineswegs die einzigen seiner würdigen Beschäftigungen seien. Das Imperium kam dem Sacerdotium zu Hilfe, wo dieses des weltlichen Armes bedurfte, um den Grundsätzen des Christentums, später freilich zuweilen auch um den unchristlichen Ansprüchen einer übermütig gewordenen Hierarchie Geltung zu verschaffen. Zweimal, im zehnten und elften

Zahrhundert, zogen fromme Kaiser die römische Klerisei aus einem Sumpfe heidnischer Laster heraus, worin sie beinahe untergegangen wäre, reformirten sie und verhalfen ihr wieder zu Ansehen und Macht. Die Hierarchie milderte die Sitten, indem sie die milden Grundsätze des Evangeliums verkündigte, wenn sie selbst ihnen auch oft genug durch barbarische Behandlung ihrer Gegner ins Gesicht schlug, und das Kaisertum hielt mitten unter wilden Partei- und Dynastenkämpfen die Ideen des Rechtsstaats und der bürgerlichen Ordnung aufrecht, wenn es auch in der Wirklichkeit oft genug nur die Unordnung beförderte. Der christliche Missionsgeist wirkte als mächtiger Sporn zur Germanisirung des slavischen Ostens mit, leistete bei dem großartigen Kolonisationswerke unsrer Väter die wichtigsten Dienste und hat zuletzt noch im hohen Nordosten dem spätern preußischen Königtume, also auch unserm heutigen deutschen Reiche die Grundlage bereitet. Und hat die große Bewegung der Kreuzzüge, in die sich die europäischen Völker von der Hierarchie hineinlocken ließen, den großen Zweck nicht erreicht, für den sie klar sehende Politiker, wenn es welche gegeben hätte, verwendet haben würden, nämlich der vor- dringenden Türkenmacht einen Kiegel vorzuschieben, so hat sie doch das euro- päische Leben in mannigfacher Weise befruchtet.

Eben um das Jahr 1300 aber ward es offenbar, daß die Völker dieser Vormundschaft entwachsen waren. Ihr Gewerbe, ihre Politik, ihre Kunst, ihre Wissenschaft begannen sich jedes auf seine eignen Füße zu stellen. Auch die Nationalgeister, obwohl noch unfertig, regten sich schon. Der Gegensatz zwischen Papsttum und Kaisertum trat zurück hinter dem Gegensatze beider idealen Gewalten gegen die aufstrebenden realen und partikularen Interessen der mannigfachsten Art. Ihre Obergewalt vermochten jene beiden um so weniger zu behaupten, als sie nach dem Tode des siebenten Heinrich ihrer Idee gerade in dem wesentlichsten Stücke, in der Universalität, untreu wurden. Der Papst ward zuerst zu einem Werkzeuge der französischen Politik und dann zum Fürsten eines italienischen Kleinstaats erniedrigt, und das Kaisertum verschwand hinter der habsburgischen Monarchie, die in den letzten Jahrhunderten allein noch seinem Schattendasein einen körperlichen Inhalt lieb. Nichts war natürlicher, als daß sich von da ab Kaisertum und Papsttum im allgemeinen besser vertrugen als vordem; sie hatten die ganze Welt zu Feinden und waren einander gegenseitig nur wenig mehr im Wege. Es ist wahr, daß die Habs- burger in der Zeit der Religionskriege noch ihre besondern, ganz und gar nicht idealen Gründe hatten, sich die Päpste als schätzenswerte Bundesgenossen zu Freunden zu erhalten; aber eben aus diesen besondern Verhältnissen, daß der Kaiser das Haupt des spanisch-habsburgischen Hauses und der Papst ein italienischer Fürst war, entsprangen auch die gelegentlichen Konflikte zwischen beiden, nicht wie früher aus dem unlöslichen Widerspruche zwischen den päpst- lichen und kaiserlichen Ansprüchen. Als kurz vor dem Erlöschen des ehr-

würdigen Namens des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, unter Joseph II., jener Widerspruch wieder auflebte, da fand er sich aus dem idealen ins reale Gebiet versetzt. Nicht als Beherrscher der Welt, sondern als unumschränkter Herr seiner Erbländer, die er in einen gleichartigen absolut regierten Staat zu verschmelzen versuchte, nahm Joseph alles Weltliche für sich in Anspruch und verwies er den Papst ins Innere der Kirche, nicht einmal die Sakristei und die Kanzel ihm zu ganz freier Verfügung überlassend, und mit der deutlichen Tendenz, ihn ganz aus dem Staate auszuschließen, die Geistlichkeit aber in die schwarze Garde des Polizeistaats, wie Schäßle es nennt, zu verwandeln.

Ehe wir vom Mittelalter scheiden, müssen wir doch noch des großartigen Werkes des zu früh verstorbenen Heinrich von Eicken: „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung“ wenigstens kurz gedenken. In den zwei grundlegenden Sätzen seiner Auffassung des Mittelalters stimmen wir ihm bei. Er weist nach, daß die Weltflucht in der That folgerichtig aus den Lehren des Neuen Testaments hervorgeht. Sonderbarerweise führt er den Spruch 1. Joh. 2, 15 und 16 nicht an, der die vom Bruder Martin in Goethes Götz als empörend und unnatürlich bezeichnete Verleugnung der drei Grundtriebfedern alles menschlichen Wirkens und Strebens so klar, kurz und unzweideutig ausspricht: „Wollet die Welt nicht lieben, noch was in der Welt ist. Wenn jemand die Welt liebt, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm. Alles, was in der Welt ist, ist Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens.“ Aber er bringt ein reichliches Beweismaterial dafür zusammen, daß diese und ähnliche Stellen nicht etwa erst von den Mönchen des Mittelalters, sondern schon von den Kirchenvätern des zweiten, dritten und vierten Jahrhunderts in dem Sinne verstanden wurden, den ihr Wortlaut am nächsten legt, daß demnach die Befriedigung des Geschlechtstriebes höchstens in der Ehe als unvermeidliches beklagenswertes Übel zugelassen, aller Besitz von Privateigentum und alle Freude am schönen Schein für sündhaft erklärt wurden. Der andre Satz ist dann, daß die Weltflucht der Kirche, mit Hegel zu reden, zufolge der immanenten Dialektik des Weltprozesses in grobe Weltlichkeit umschlug, oder wie Hamerling sich ausdrücken würde, diese nach dem Gesetze der Polarität aus sich erzeugte. „Durch die Tugend der Armut — sagt Eicken — erwarb die Kirche unermessliche Reichtümer, durch die Tugend des Gehorsams erwuchs sie zum größten und mächtigsten Staatswesen, das es jemals gegeben hat [jemals? das römische Reich war doch wohl noch größer und mächtiger], durch die Tugend der Keuschheit endlich gewann sie ein unvergleichlich bewegliches, jederzeit kampfbereites Beamtenheer. Indes das Mittelalter in Staat und Familie, in Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft sich von der Sinnenwelt abwandte, strebte es in der Kirche mit demselben Eifer wieder zur Welt zurück; in diesem Zirkel lag die Tragik der mittelalterlichen Geschichte.“

Den mit „Indes“ anfangenden Satz unterschreiben wir schon nicht mehr vollständig. Er weist auf einen Punkt hin, in dem wir dem geistreichen, mit gebiegenen historischen Kenntnissen ausgerüsteten Geschichtsphilosophen entschieden widersprechen müssen. Eicken hat sich von dem gewöhnlichen Fehler philosophischer, d. h. in den meisten Fällen systematischer Köpfe nicht frei gehalten. Wie Karl Marx alle Erscheinungen des menschlichen Lebens auf den Wirtschaftsbetrieb zurückführt und auch sogar jede herrschende Religion für ein Spiegelbild des gleichzeitigen wirtschaftlichen Zustandes hält, so leitet umgekehrt Eicken alle Veränderungen und alle Lebenserscheinungen des Mittelalters einschließlich der wirtschaftlichen aus dem weltflüchtigen Katholizismus ab. Das ist so falsch wie möglich. Es ist z. B. nicht richtig, wenn er sagt: „Die asketisch-hierarchische Idee der Kirche hatte nach einander das alte römische Kaiserreich, das karolingische und schließlich das deutsche Reich zu Grunde gerichtet.“ Das römische Kaiserreich und das Karolingerreich hätten an ihrem eignen übermäßigen Umfange bei mangelnder Gleichartigkeit der Teile zu Grunde gehen müssen, auch wenn es überhaupt keine Kirche gegeben hätte, das deutsche Reich aber ist erst von Bonaparte zerschlagen worden. Schwach war es ja geworden, was bei seinem tausendjährigen Alter niemand groß Wunder nehmen kann; aber wenn es ein genialer Staatsmann im vorigen Jahrhundert hätte verjüngen wollen, so würde nicht die hierarchische Idee, sondern wie 1870 der französische Nachbar das zu überwindende Hindernis gebildet haben. Es ist auch unrichtig, daß die Abneigung der Kirche gegen weltliches Wissen an der Unbildung fast aller nichtstädtischen Kreise schuld gewesen sei. Sie erklärt sich sehr natürlich aus der Schwierigkeit, vor Erfindung der Buchdruckerkunst in Gegenden mit schlechten Verkehrsverhältnissen irgend welches Buchstabenwissen zu verbreiten. Dazu kam noch das Vorurteil von Kreisen, die gar nicht übermäßig kirchlich gesinnt waren. Während in den innig frommen Familien der Ottonen und Heinriche die Wissenschaften, so weit solche vorhanden waren, die eifrigste und sorglichste Pflege fanden, erklärte das spätere verweltlichte Rittertum, das nach französischem Muster seine Liebeslieder und Romanzen sang, das Schreiben für ein unritterliches Geschäft und verzichtete sogar darauf, lesen zu lernen; die Minnesänger diktierten ihre Dichtungen lieber, als daß sie sie selbst aufschrieben. Sie waren eben von jenem junkerlichen Geiste beseelt, der auch heute noch nicht ganz ausgestorben ist. Es ist endlich eine ungeheuerliche Übertreibung, wenn die Naturalwirtschaft, der gebundene Grundbesitz, die Beschränktheit des Handelsverkehrs, die Gründung des Staates auf den Grundbesitz, die Verschmelzung des öffentlichen mit dem Privatrecht auf die herrschenden religiösen Vorstellungen zurückgeführt werden. Wahr ist daran nur, daß die Kirche die Naturalwirtschaft begünstigt und die Entwicklung der Geldwirtschaft durch das kanonische Zinsverbot (vergebens!) zu hemmen suchte. An sich waren alle

diese Einrichtungen in dem Zustande der Völker Europas begründet, und sie haben sich unter denselben Verhältnissen ganz ähnlich bei andern Völkern, z. B. bei den Indern, den alten Griechen, den Türken entwickelt. Wo immer die Bedingungen für Zustände, die wir modern nennen, die aber auch schon vor alten Zeiten in China und im Römerreich dagewesen sind, eintraten, da fanden sich auch diese Zustände ein, und die Kirche vermochte daran nichts zu ändern. Die italienischen Städte vernichteten schon im vierzehnten Jahrhundert den Feudalismus, brachten die Geldwirtschaft zu hoher Vollkommenheit, und die florentinischen Kaufleute hatten bis nach Peking hin Niederlassungen zum Absatz ihrer Gewebe und zum Einkauf von Rohmaterialien, während der Zwischenhandel Venedigs alle damals bekannten Länder der Erde mit einander verband. Was aber die Verschmelzung des öffentlichen Rechtes mit dem Privatrecht anlangt, so ist diese etwas Urgermanisches. Der Germane kannte z. B. keine Kriminaljustiz, keinen öffentlichen Ankläger, sondern bei allen Verbrechen, Mord und Mordzucht eingeschlossen, nur die öffentliche Festsetzung der Sühne für den Fall der Verzichtleistung auf die Privatrache. Offenbar noch unrichtiger ist es, wenn Eiken es aus dem religiös-kirchlichen System der Zeit erklären will, daß Kunsthandwerk und Industrie nur in bescheidenen Anfängen vorhanden gewesen, die Wohnungen einfach, wo nicht ärmlich eingerichtet geblieben seien. Wo sollen denn in einem Lande wie Deutschland, das um 800 noch ein reines Bauernland und stellenweise mit Urwald bewachsen war oder sonst wüßt lag, und in dem es kaum ein Duzend Städte gab, die diesen Namen verdienten, wo sollten da, mochte die Religion sein, welche sie wollte, geschwind reiche und schöne Hauseinrichtungen herkommen? Sechshundert Jahre später fehlte es daran nicht mehr, und wenn nun ein Bürger von Augsburg schöner eingerichtet war als der König von Schottland, so kam auch das wieder nicht daher, daß etwa die nordischen Könige mehr von dem Geiste der Asese beeinflusst worden wären, sondern von der Schwierigkeit, den im Süden bereits vorhandenen Reichtum bis in den hohen Norden zu verbreiten. Auch sind Kunsthandwerk und Industrie keineswegs in bescheidenen Anfängen stecken geblieben, sondern das Kunsthandwerk hat bekanntlich um 1500 seine höchste Blüte entfaltet, und der Industrie fehlte zur Blüte nichts als die Dampfmaschine, die glücklicherweise damals noch nicht erfunden war. Wäre sie bereits vorhanden gewesen, so hätte sie das Kunsthandwerk und noch so manches andre im Keim erstickt. Die Einfachheit der Privatwohnungen wurde übrigens auch noch bei beginnendem Reichtume von jenem republikanischen Gemeinsinn eine Zeit lang gefordert, der es für unanständig hält, daß der Privatmann kostbarer eingerichtet sei als das Gemeinwesen in seinen Kirchen und Palästen. Diesen Gemeinsinn charakterisirt unter andern die venetianische Sitte, daß jeder Kaufmann aus der Ferne ein Kleinod zum Schmuck von San Marco mitbrachte, der Beschluß der Ulmer, zu ihrem

Münsterbau keinen Beitrag von außerhalb anzunehmen, und die Erklärung der Domherren von Sevilla: „Wir wollen eine Kirche bauen, daß uns die Nachkommen für Narren halten sollen.“ Sie verzichteten zu Gunsten des Baufonds auf den größten Teil ihrer Einkünfte, und ihre Nachfolger thaten ein paar hundert Jahre hindurch dasselbe. (Vor einigen Jahren haben so ziemlich alle deutschen Zeitungen die unrichtige Angabe abgedruckt, daß die jetzige Kathedrale von Sevilla ursprünglich eine maurische Moschee gewesen sei.)

Alle diese Gebiete des Lebens haben sich natürlicherweise unter dem Einflusse der Kirche, aber keineswegs in knechtischer Abhängigkeit von ihr entwickelt, sondern jedes selbständig, und bald in freundschaftlicher Wechselwirkung, bald im Kampfe mit ihr. Denn es kann nicht oft genug gesagt werden, das Leben hat niemals, auch im Mittelalter nicht, auf einem einzelnen und einzigen „Prinzip“ beruht, sondern es beruht jederzeit auf einer großen Menge von Individual- und Gesellschaftskräften. Eine einzelne dieser Kräfte kann so mächtig werden, daß sie einem ganzen Zeitalter ihr Gepräge aufdrückt, wie das dem Geiste der römischen Kirche einige Jahrhunderte hindurch gelungen ist; aber die Selbständigkeit der übrigen Kräfte ist durch jenen Geist nirgends wesentlich geschwächt, geschweige denn gebrochen worden. Weit entfernt davon, daß wir beim Ausgange des Mittelalters Europa in byzantinisch-chinesischer Erstarrung finden sollten, finden wir es in einer gewaltigen Gährung überschäumender, zukunftschwangerer Geister.



Alte und neue Stimmen aus England über Deutschland

Von Wilhelm Henkel



ur Zeit meiner akademischen Wanderjahre unternahm ich in meinen Mußestunden mit Vorliebe Streifzüge nach jenem stillen, schattenspendenden Oasenidyll, das den Kuppelkoloß St. Pauls schirmend umschließt und von jener langen dunkeln Gasse, dem Buchhändler-Ghetto Altlondons, dem Paternoster-Row, begrenzt wird; dann in Oxford nach einem Gäßchen, dessen ephemerüberwucherte, fast tausendjährige Grenzmauern unter alten Riesenkastanien die Inschrift tragen: Odi profanum vulgus et arceo. Die beiden heimlichen Stätten waren und sind teilweise noch jetzt Fundgruben für Sammler von Bücherkuriositäten, wo dank der Unwissenheit und der Ungelenkigkeit des englischen Durchschnitts-